

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Da muß etwas nicht in der Ordnung sein! [3 Bilder; Heilig, Karl]

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Da muß etwas nicht in der Ordnung sein!

eder der Herr Pfarrer von Hinterstetten, der eben des Seppetoni's Stinele so freundlich ans Kinn grüß, noch das Stinele selbst konnten eine Ahnung davon haben, was für gar absonderliche Ver-

drießlichkeiten der lahme Steffi, der Briefbote, für beide mitbrachte, als er am Kreuzweg vor dem obern Dorfe zu ihnen trat und nach einem: „Grüß Gott, Herr Pfarrer!“ dem erstaunten Mädchen ein Schreiben hinreichte. Es war ohne Briefmarke, aber mit verschiedenen Stempeln versehen und an Joseph Anton Wernet XXVI adressiert. Das halbe Dorf heißt nämlich Wernet, weshalb auch alle nummeriert sind.

„Kinn's mit,“ sagte der Steffi, „so sparst du mir den langen Weg zu euch hinauf.“

Bögernd nahm das Mädchen den Brief und schob ihn behutsam, als ob er zerbrechlich oder sehr stachelig wäre, ins offene Nieder.

Es kam gerade vom Erdäpfelstufen, und gar zu nett sah es aus, das großgewachsene, starke Mädchen, mit dem frischroten, gesunden Antlitz, den lachenden Augen, kirschfarbenen Lippen und blisenden Zähnen dazwischen. Ja, ordentlich wohl that es einem — und darum drückte auch der Herr Hochwürden sein launiges Wohlgefallen auf die bezeichnete Weise aus — endlich einmal einem richtigen, schönen Menschentkinde zu begegnen; denn der sonstige Schlag im Thale war elend verpflücht; fast lauter Troddel, ganze, halbe und dreiviertelse. Der Herr Bezirkskommandeur fand noch nie was Nares bei der Musterung, und seit manchen Jahren rief er immer in die Schar der Gestellungspflichtigen: „Die Hinterstettener sollen gleich mal vortreten.“ Dann überschaute er sie mit spöttlich-mißmutigem Blick, verlas ihre Namen und sagte am Ende im Tone der tiefsten Verachtung: „So, jetzt könnt ihr alleamt wieder heimgen, wie ihr seid, ihr Vorzer!“ Und letztes Jahr sagte er

Gießer Weltsta enter für 1893.

abends nach der Musterung im Jähringer Löwen zu Vorderstetten im Kreise der Dorfhonoratioren: es sei eigentlich eine Schande für den ganzen Musterstaat Baden, dieses Hinterstetten; nicht einmal zu Civilisten taugten seine Bursche, geschweige denn etwa noch zu Trainfsoldaten.

Item, des Seppetoni's Stinele machte eine Ausnahme, drum es war auch seine Mutter keine Ortsgebürtige; was seine Brüder, der Marti und der Baschi einmal für Bursche werden, kann man noch nicht so sagen; indes versprechen sie nichts gar so übles.

Wenn nun schon in Städten bei schlechten Leuten die Ankunft eines Briefes ein kleines Ereignis ist, und die Kinder dem Vater entgegenlaufen, wenn er von der Arbeit, vom Geschäft oder von der Schreibstube kommt, und rufen: „Mach, Vater, 's ist ein Brief da!“ — so bildet auf dem Lande vollends ein solcher nicht nur ein großes Ereignis für die glückliche oder unglückliche Familie, sondern gleich auch für das ganze Dorf. In Hinterstetten aber war es nahezu etwas Unerhörtes, Unerklärliches, Grauliches, nicht ganz mit rechten Dingen Zugehendes, wenn jemand einen Brief bekam. Nur der Herr Pfarrer bildete eine Ausnahme, und allenfalls der Herr Lehrer; die kamen ja von draußen her ins Dorf.

Beim Nachessen erfuhr es schon der ganze Ort, der Seppetoni habe einen großmächtigen Brief gekriegt. Mit mißtrauischer Neugier und ehrerbietiger Scheu umschüffelten hernach eine ganze Schar kleiner, krummer, mehr oder weniger poppelehafter Menschen das Haus des Joseph Anton Wernet XXVI. Sogar die Stube war voll von Verwandten und Freunden, das heißt, das ganze Hinterstetten ist ja verwandt miteinander, bis in die verwickeltsten Grade hinein.

Der Jüngste im Hause, der Baschi, der erst vor einem Jahr aus der Schule gekommen war und also das Lesen noch am wenigsten verlernt hatte, stand bereits heulend und mit rötlich angelaufener Backe im Zimmer, den offenen Brief in der Hand. Das Geschriebene mußte also wohl sehr rührend sein.

„Geh besser ans Licht und lies noch einmal, aber recht, sonst kriegst du noch eine!“ sagte eben der Vater. „Ich hab' ja für gewiß recht gelesen!“ schluchzte der Bube.

„Kann ja nicht sein, kann ja nicht sein, 's ist nicht möglich!“ wiederholte erregt der Alte und hob bedrohlich die Hand.

Der Baschi duckte sich. In der Stube erhob sich ein allgemeines Kopfschütteln und Gemurmel. Der Baschi mußte entschieden falsch gelesen haben.

Der aber legte in zorniger Angst das Papier auf den Tisch, ins beste Licht der Erdöllampe, mitten unter die Kartoffelschalen des Abendessens, denn man hatte noch nicht abgeräumt, und legte den Zeigefinger auf eine Stelle.

„Schau doch selber, Vater!“ rief er, „schau doch einmal her, da steht's ja!“ und fing eifrig an zu buchstabieren, „A-u-g-u-st-i-n Wernet, geboren am 12. Februar 1870.“

Das Kopfschütteln und Murmeln wurde immer stärker.

„Nun zum Domer noch einmal — —!“ fing erschrocken und verdutzt der Seppetoni an, machte aber nicht weiter, sondern starrie wortlos erst seine Frau,

6

dann seinen Bruder, den Krummholz, an, der seiner Zeit auf der Wanderschaft bis nach Emdingen gekommen war und als Draußengewesener als Gescheitester im Dorfe galt, nach dem Herrn Pfarrer und dem Lehrer natürlich. Aber in diesem Augenblicke, wo er sein Licht hätte etwas leuchten lassen können, wäre ihm eine Fußschere dazu recht sehr nötig gewesen; es flackerte gar karglich und trübe.

Endlich fand der Seppetoni wieder Worte.

„Wir haben ja gar keinen Augustin! Jetzt was —.“ Er verstummte wieder und schaute die Urschel, seine Frau, an. Die warf einen Blick auf ihre Tochter, die gerade mit erschrockener Miene etwas sagen wollte, und schnitt ihr mit gellendem Kreischen das Wort ab.

„Jesses, Maria und Joseph!“ schrie sie auf, „sie werden doch unser Stinele nicht meinen!“

Zwanzig und mehr Augen richteten sich auf das Mädchen, das blaß und rot wurde.

Der Seppetoni murmelte: „Geboren am 12. Februar 1870 — stimmt!“ Dann aber meinte er: „Ja, aber seit wann nehmen sie denn Mädle zum Militär?“

Der Krummholz schnupfte; alles schaute auf ihn. Jedesmal, wenn er so auffallend das braune Büchsele zog, das wußte man, setzte es irgend ein gewichtiges Wort.

„Wer weiß,“ sagte er nach einer schwülen, hänglichen Stille, „wer weiß, vielleicht giebt's Krieg und der Boulanger kommt, und wo die Yuben nix sind, da nehmen sie jetzt am End' die starken Mädle!“

Es wirkte. Mutter und Tochter schrien auf, und ein aufgeregtes Gewir und Gefuchtel wogte durch die enge, niedrige Stube.

Aber nun erkühnte sich der allerjüngste, der Selbstschabel im Räte der Alten, der Baschi, ein Wörtlein zu sagen.

„Aber Vater, da siehst ja gar nicht Mädle, sondern Sohn, S-o-h-n Augustin, also —.“

Die Stille der Verblüffung, welche sein verständiges Eingreifen bewirkte, legte sich auch auf ihn.

Dafür tönte vernehmlich die Stimme seines Götli (Vaten), des alten Kosmas, durchs Zimmer, der entzückt über die Gescheitheit des Baschi seinem Nachbarn ins Ohr rannte: „Paß auf, der wird sicher einmal Bürgermeister!“ Der Seppetoni aber kratzte sich hinterm Ohr und fragte nach einer Weile seinen Bruder: „Jetzt, was meinst, Bonifaz?“

Der Bonifaz schnupfte wieder und alles lauschte andächtig. Der aber sagte langsam: „Lofet, da muß etwas nicht in der Ordnung sein.“

Während die Mammen eifrig nickten, sagte die Mutter unwillig: „Das kann sogar unsere Bleß merken! Freilich muß was nicht in der Ordnung sein!“

„Wart ein wenig, Urschel,“ fuhr jetzt der Bonifaz fort, „nämlich für den Fall, gesetzt und angenommen, daß, wenn das Stinele wirklich ein Mädle ist —“ und wieder schaute alles das Mädle an, das über und über rot wurde; der Dunkel schwätzte aber auch gar zu dumm! — „also, nämlich, gesetzt, daß, wenn es kein Yub ist, in dem Schreiben dagegen aber von einem Sohn Augustin die Red' ist, also daderdum mein' ich, daß etwas nicht in der Ordnung ist, und daß man den Herrn Pfarrer oder den Bürgermeister fragen soll!“

Er schwieg und schnupfte wieder; ein Gefühl der Erleichterung flog durch die Schwüle.

„Ja, und geh nur gleich!“ sagte die Urschel bittweise zu ihrem Mann. Man stimmte ihr zu; der Vater nahm die Kappe vom Nagel und verließ mit den Mammen, die ihm das Geleit gaben, das Haus.

Draußen wurden sie von einem Haufen Neugieriger

ins Gebet genommen, aber achselzuckend und mit einem geheimnisvollen „nichts Gewisses weiß man nicht!“ machten sie sich Bahn und zogen dem Seppetoni nach, der mit langen Schritten vorausging.

Trotzdem aber und ohne daß die Quelle zu entdecken war, rannte mit Bligeseite, auf hundert Beinen und mit hundert Zungen das Gerücht durch Hinterstetten, dem Seppetoni sein Stinele müsse zu den Soldaten.

In dieser Gestalt lief es auch dem heimkehrenden Schneiderfranz in die Arme, der tagüber im hintersten Zinken von Hinterstetten auf der Kundschaft gewesen war. Sein tapferes Herz erbebte bei diesem fürchterlichen Gedanken. Er war ja ein heimlicher, aber um so glühenderer Anbeter des holden Stinele. Freilich war es eine hoffnungslose Liebe, ja nur ein schöner Traum seiner feurigen Schneiderseele. Denn er war mehr als doppelt so alt, wie das Stinele, und ein kleines spindelklapperdürres Büschchen mit langem Galse und bartlosen, faltigen Gesichtchen, in dem aber gar lebendig zwei bewegliche, helle Auglein funkelten. Er war auch ein Draußengewesener, hatte in Freiburg als Gefelle gearbeitet und wollte sogar nach Straßburg, als gerade der Krieg ausbrach. Vermittlich weil er das Schießen nicht gut aus der Nähe vertragen konnte, zog er sich nach seinem stillen Hinterstetten zurück und führte seither sein bescheidenes Dorfschneiderleben, in dessen Musikstunden der ersten Jahre er dem Seppetoni sein herziges Stinele hütete. Mit der Zeit aber war aus dem Büschelkind ein großes, schönes Mädle geworden und bei der Gelegenheit dem Franz stufenweise tiefer und tiefer ins Herz gewachsen, ohne daß es eigentlich eine Abnung davon hatte; denn das sichtliche Aufblühen der Verliebtheit ihres Anbeters nahm es als Späß und gerechte Huldigung hin.

Es läßt sich leicht denken, wie arg der Schneiderfranz bei jener Kunde erschrocken war. Bleich und stotternd fragte er: „Als was? Als Marktenderin?“

Aber auch er bekam überall zur Antwort ein trostloses „nichts Gewisses weiß man nicht!“

Spornstreichs rannte er das Dorf hinauf.

Mittlerweile waren die Mammen vor dem Pfarrhof angelangt. Unter der Linde blieben sie stehen und ließen den Seppetoni mit dem Bonifaz als Adjutanten allein hineingehen. Sorgfältig schabten die beiden Brüder am Kratzen den Mist von den Schuhen, der Seppetoni läutete und putzte drauf gewissenhaft den Messingknäuf mit dem Armel wieder blank, die Pfarrköchin öffnete und fragte nach ihrem Begehren, verwundert über den ungewöhnlich späten Besuch.

Der Herr Pfarrer saß am Schreibtische und schrieb eben sein säuberlich die letzten Sätze einer Bittschrift an den hohen Landtag ab, die Zurückberufung der geistlichen Orden betreffend.

Er ließ die beiden eintreten und nahm geduldig den merkwürdigen und dazu unklaren Bericht des Seppetoni entgegen. Dann las er selber das Schreiben. Das war doch kurios: eine Aufforderung vom Bezirksamte an Joseph Anton Wernet XXVI, seinen am 12. Februar 1870 geborenen Sohn Augustin zur nächsten Musterung zu stellen, oder seinen Aufenthaltsort anzugeben.

„Om, hm,“ murmelte, die Stirne franz ziehend, der Herr Pfarrer, „da muß etwas nicht in der Ordnung sein!“

„Ganz recht, Hochwürden,“ sagte der Krummholz, „ganz wie ich auch gleich gesagt habe!“

„Gut, Meister Bonifaz,“ nahm der Herr Pfarrer

wieder das Wort und wandte sich zum Seppetoni, „einen Sohn dieses Namens habt Ihr nicht, Wernet, wohl aber eine Tochter Augustine und hic iacet lepus in pipere, hier liegt der Has' im Pfeffer. Ich will doch gleich das Kirchenbuch nachsehen und mir beim Bürgermeister das Standesbuch zur Einsichtnahme holen lassen!“

„Soll ich, Herr Pfarrer?“ fragte der Seppetoni.

„Nein, nein, Wernet! Ihr wißt, daß ich mit dem Gebhard nur noch amtlich verkehre, seit seinem schänden Abfalle.“ Der Bürgermeister hatte nämlich in einem Anfälle von Tros und Liberalismus letztes Jahr seine Unterschrift zu einer Petition in obigem Sinn verweigert, und sein schlimmes Beispiel eine Anzahl Bauern angesteckt, die nach seiner Pfeife tanzten. Er war der Reichste im Dorfe und ein etwas gewaltthätiger Pros.

Draußen war eben der Ortspolizeidiener, ein schiefes, wackliges Männchen, in einem vor Alter unkenntlich gewordenen Waffenrode und großer Mütze, die ihm auf den Ohren aufsaß, zu den wartenden Mannen getreten.

Der Herr Pfarrer öffnete das Fenster und rief ihn herein; Leopold hieß er.

Wie ihm aber der Pfarrer die Meldung zurechtgelegt und aufgetragen hatte, machte der Leopold ein verzweifeltes Gesicht und wimmerte mit kläglichem Stimmte, ob Hochwürden denn niemand anders schicken könne, lieber ginge er eine Stunde ins Begefeuer, als auf drei Minuten zum Gebhard!

Der Herr Pfarrer zog die Brauen hoch und fragte befreundet und streng nach dem Grunde dieser unerwarteten „obstinatio“.

Treuherzig-kläglich meinte nun der Leopold, er sei heute schon so herumkurantzt worden, daß es ihm noch wind und weh davon sei. Es sei überhaupt ein Glend mit dem Gebhard; jeden Tag werde er unleidlicher und wüster. „Schauen Sie, Hochwürden, ich mag zu ihm hinkommen, wo und wann ich will, und um was ich mag, alleweil schnauzt er mich an, kaum daß ich die Karte ins Zimmer hineingesteckt hab'. Komm ich mit einer Meldung oder sonst was auf die Amtsstube, so heißt es: Himmelherrgott und so fort — salva veni, Hochwürden — nicht einmal bei der Arbeit hat man seine Ruh! — Komm' ich zu ihm heim, so schnauzt er: Kreuzfizi! nicht einmal dabei hat man seine Ruh! — Und preffiert's einmal und ich such' ihn im schwarzen Köpfe, so brüllt er: nicht einmal im Wirtshaus hat man seine Ruh! — Und macht immer einen Mordspektakel dazu. Wenn ich gar jetzt so spät — —“

Der Herr Pfarrer schnitt ihm das Wort ab und sagte tröstlich: „Nur Geduld, Leopold! Es heißt im Sprichwort: »Gestrenge Herren regieren nicht lange« und — nächstes Jahr ist wieder Bürgermeisterwahl, da wollen wir recht zusammenhalten, nicht wahr, Meister Bonifaz?“ und er streckte ihm wieder die Hand zum Bunde hin, die der Krummholz glücklich ergriff; er verstand, denn er strebte selbst nach dem Thron von Hinterstetten.

„Ihr aber, Leopold, geht ruhig zum Gebhard, auf meine Verantwortung!“ fuhr der Herr Pfarrer fort. Der Bonifaz aber raunte ihm ins Ohr: „Geh nur, ich zahl' dir auch einen Schoppen!“

Sei es nun, weil seine Hochwürden die Verantwortung übernommen, oder daß der verheißene Schoppen schuld war, genug, der Widerstand schmolz. Während er ging, holte der Pfarrherr das alte Kirchenbuch und schlug den Jahrgang 1870 nach.

Ein behagliches Lächeln wollte über sein rundes Gesicht laufen, das er aber standhaft unterdrückte.

Unter dem 12. Februar 1870 war eingetragen: „... dem Joseph Anton Wernet XXVI ein Sohn, der in der heiligen Taufe den Namen Augustin erhält.“

Der Seppetoni und sein Bruder glockten verwundert auf das Blatt, das sie einst selber unterschrieben hatten, freilich ohne seinen Inhalt näher anzusehen.

„Ja, ja,“ meinte dann der Pfarrherr, „mein seliger Herr Amtsvorgänger soll etwas an Zerstretheit gelitten haben.“

Die beiden Bauern grinsten; alte Geschichten, die über diesen Fehler des früheren Seelsorgers seiner Zeit und noch heute umliefen, wurden in ihren Köpfen lebendig.

Bald darauf kehrte der Leopold zurück, zitternd, man weiß nicht vor Angst oder vor Zorn oder von beidem; doch brachte er das Standesbuch.

„Nun? Wie ist's gegangen?“ fragte leutselig der Herr Pfarrer.

„Niederrächtig, Hochwürden! Geslucht hat er wie ein Türk' und geschauzt wie ein Pascha. Nicht einmal im Nest hat man seine Ruh', hat er gebrüllt. Er ist nämlich schon im Bett gelegen. Die Frau Bürgermeister hat mir danach das Buch herübergeholt und gesagt, ich soll' um Gottes Jesu willen nicht sagen, wie wüßt ihr Mann gethan hätte.“

Auch im Standesbuch war das Stinele als Wid eingetragen, und der Fehler so lange unentdeckt geblieben.



„Hm, hm, da muß etwas nicht in der Ordnung sein.“

„Nun, ihr könnt jetzt wieder ruhig nach Hause gehn,“ beschied der Herr Pfarrer seine Gäste, „und ich will die Sache schon in Ordnung bringen und zwar quam citissime, fogleich, eine Eingabe um Berichtigung des Taufbuches ans Bezirksamt machen; es hat sich ja bald, und dann wird eure Geschichte leicht ins klare kommen. Gelobt sei Jesus Christ!“

„Zu Ewigkeit, Amen!“ Also klang ihr Abschiedsgruß, und sie trollten sich heimwärts, ein jeder nach seinem Hause, um den gespannt harrenden Seinen die Kunde zu bringen, daß es nur damit sei, daß dem Seppetoni sein Stinele zu den Soldaten müsse.

„Gott sei Lob und Dank!“ betete inbrünstig der Schneiderfranz, als er vom Seppetoni selbst die Kunde erhielt, „ich hätte es sonst nicht überstanden!“

Der Herr Pfarrer aber that wie gesagt, schrieb noch seine Bittschrift vollends ab, überlas sie befriedigt und machte sich dann an die Eingabe, die bald fertig war. Dann siegelte er beides, klebte die Marken drauf und ließ es durch die Hamne noch zum Briefkasten tragen. Denn die Post thalabwärts ging schon früh um fünf Uhr.

Und soweit war die Sache gut.

Die Sonne, die am andern Morgen über dem Mooskopf aufging, um den Hinterstetenern wie billig tagüber bei den Geschäften zu leuchten, sah wenig mehr von der Aufregung des vergangenen Abends. Alles ging seinen gewohnten Gang, wie am einen Tage, so auch am andern, und wie die eine Woche, so auch die andre, nur daß es heute regnete und morgen die Sonne schien, und umgekehrt, und daß man heute Erdäpfel stufte, morgen den Sommerhaber säte und übermorgen vielleicht im Hausgarten die Bohnen steckte. Eines aber blieb sich gleich im Wechsel der kleinen Dinge: jeden Morgen um halb fünf, wenn das Stinele die knarrende Stiege von ihrem Kämmerle oben herabstieg, um das Gesicht am Brunnen zu netzen, bevor sie ans Melkgeschäft ging, da stand allemal schon der Schneiderfranz am Hofgatter, bot ihr verliebt den Morgengruß in der Form irgend einer Seltenheit der Jahreszeit, beispielsweise der ersten Primel, des ersten Weichens, des ersten Maikäfers, der ersten Kirsch- oder Apfelblüte, oder des ersten Citronenfalters, oder sonst von etwas, was sein stetig auf derlei Überraschungen und Aufmerksamkeiten bedachter Geist den Tag vorher aufgespiirt hatte. Dazu kam jedesmal ein kleiner Scherz, eine Schmeichelei oder gutmüthige Nzerei, meistens eine von sehr ernst gemeinter, aber nicht schlecht verkleideter Eifersucht eingegebene Anspielung auf Stineles Schatz, soviel diese auch beteuerte, noch keinen zu haben und überhaupt keinen zu wollen. Er aber spielte immer den Verständnißsinnigen und Eingeweihten; sie solle nur nicht so schwätzen und ihm ein X für ein U vormachen wollen; er kenne ihn gut genug; gestern hätte er ihn wieder die halbe Nacht ums Haus schleichen sehen. Sie lachte dabei immer sehr vergnügt über ihn, und ließ ihn auch wohl die ganze Reihe der Dorfbürschen herunterrattern, welche einigermassen in Betracht kommen konnten. Gottfroh atmete er dann immer auf, wenn er alle seine Nebenbuhler abgethan hatte, und aus den sichtlich wahren Betenerungen des Stinele ersehen konnte, daß das gefürchtete und unaussprechlich einmal kommende Ereignis noch in einiger Ferne lag. Eines aber tröstete ihn mehr als alles: erst müsse einer kommen, sagte das Mädchen, der über sie wegsehen könne, ohne auf einen Stuhl stehn zu müssen.

Zu diesem Punkte fühlte niemand auf der weiten Welt verschiedener von der hohen Erstatkommission, als

unser glücklich-unglücklicher Schneiderfranz; die Borzer von Hinterstetten bildeten für ihn eine wahre Augen- und Seelenweide.

Der Schreck von jenem Abend hatte für ihn die angenehme Folge, daß er ihm manche neue Wendung für seine alten, verliebten Sticheleien fand. Nun zog er sie immer damit auf, daß sie bis dahin als Bub in den Büchern geführt worden sei. Aha, darum hätte sie auch noch keinen Schatz gefunden; jetzt freilich, wo es herausgekommen, daß sie ein Mädele sei, müsse es freilich anders werden; es brenzte schon ganz verdächtig im Dorfe nach angebrauten Brustläsen, und an manchem sei es zu merken. So hielt sie sich des Simmesrieders Cervaz jetzt so auffallend zu ihrem Bruder, dem Marti, und des Wernetbede Leo wäre nächten an die zwanzigmal an ihrem Haus vorbei und hätte auf der Mundharmonika gespielt: „Jetzt gang i ans Brünnele, trink aber nit“; und drauf habe ihm des Lindemwirts Xaveri voll Eifersucht den Bichel vollgehauen.

Eifrig, aber lachenden Mundes wehrte sich das Stinele dagegen: der Cervaz ginge sie ganz und gar nichts an; der sei ein Nixmus und werde den Marti auch noch zu einem machen; und der Leo, der wolle mit des krummen Bläsi Bäbele daneben anbelandeln, und der Xaveri habe ihn deshalb verprügelt, weil er ihn in der Dunkelheit für des Lambert Wernet Pins gehalten habe, der ihm des Krämers Amameili abspeutig machen wolle; an sie selbst aber traue sich aus dem Dorfe keiner mehr heran, das wisse man doch.

Wie lustig flog an diesem Morgen, den eben dies Gespräch eingeleitet hatte, dem Schneiderfranz seine Nadel durch den blauen Zwilch, dem Vater seiner Herzallerliebsten eine neue Hose geben sollte. Fast übermüthig krähte er in den jungen Tag hinein zu ihrem Haus hinüber:

Mein Glück, das ist ein Wagen voll,

Ich weiß nit, wie ich's laden soll — — —

obwohl er, wenn man es recht beschaut hätte, es ganz gut auf einem Handfärrele untergebracht und leicht daran zu ziehen gehabt hätte.

Am Abend dieses Tages, es war an einem Samstag, so gegen viere, und überall war große Sonntagswäsche, saß der Herr Pfarrer auf seinem Studierzimmer und übte die morgige Predigt ein. Da brachte ihm der Postbote einen unfrankierten Brief, der ihn arg aus dem Konzept bringen sollte. Nachdem er kopfschüttelnd das Porto erlegt hatte, machte er ihn auf und entdeckte die bekannten Züge seiner eignen Hand. Eine kurze Prüfung und — er sank geknickt in seinen Lehnstuhl zurück; es war seine Bittschrift an den Landtag, mit einer trostlosen, „Großh. Bezirksamt“ unterzeichneten Venerung, daß man diesseits mit fraglicher Sache nichts zu thun habe, sondern der Absender sie direkt dem Landtag zu stellen solle.

Hochwürden stöhnte laut auf vor Unmut. Er sah, er mußte sehen, daß er in der Zerstreung die Petition an den Landtag gesandt hatte. Großer Gott, was wird sein Freund Theodor dazu sagen, der im Petitionsausschusse sitzt?

Während er sich noch besann, wie der Schaden am besten und raschesten wieder gut gemacht werden konnte, plagte mit einennmale dem Seppetoni sein Baschi in den stillen Raum, mit einem so verstörten, atemlosen: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer!“, daß dieser erschrocken von seinem Tessel auffuhr und fast eben so verstört machte: „Am Gott, Bastian, was giebt's, was ist ge-

scheun?" Und der Knabe stieß keuchend hervor: „D Jesses, Herr Pfarrer, jetzt wollen sie doch unser Stinelle zu den Soldaten holen. Der Schandarm ist schon da!“

„Der Gendarm? — Heu me! quid egisti, Lemmermeiere? Kemmermeier, was hast du gethan? — Sebastian, lauf und sag, daß ich selbst kommen werde. — Hanne, meinen Hut!“

Eine Minute später eilte er fort, das Dorf hinauf, so rasch es seine Stättlichkeit und Würde erlaubten.

Schon der erste Blick auf die Dorfstraße mußte ihm zeigen, daß in Hinterstetten etwas ganz Außergewöhnliches vorgefallen war; es glich ganz einem aufgeregten Ameisenhaufen, und zwar leitete die kribbelnde Bewegung, die es erfaßt hatte, dorfaufwärts. Kinder rannten, Weiber trippelten, Männer schoben mit langen Schritten oder aber wackelnd hinauf, Buben stürmten jubelnd vorüber, und selbst alte Leute und Krüppel humpelten dahin, alles da nach oben.

Vor des Seppetonis Haus stautte sich der Schwarm, und es kostete dem Herrn Pfarrer Mühe, sich einen seiner Statur und erlauchten Stellung angepaßten Zugang zu öffnen. Am meisten Schwierigkeiten bot es im Hause drinnen, das vollgestopft und -gepfropft von Leuten war.

In der Stube aber, als Hochwürden endlich hineingelangte, bot sich ihm ein absonderlicher Anblick: da stand im Kreise erregter und suchtelnder Mannen der Gendarm, ein großer, hübscher Mann, mit zornigem Gesicht, zornig, weil er nicht wußte, wie er sich mit dem Haufen vergesteter Menschen verständigen sollte, da sie jedem Befehl oder Mahnung, ihn anzuhören, unzugänglich waren. Mit den Mannen wäre er am Ende noch ausgetommen, bis auf einen; aber völlig ratlos stand er dem Seppetonii seiner Urschel und eben diesem einen gegenüber. Vor der Kammerthür standen aufgeschlanzt die Frau, mit einem eisernen Schürhaken bewaffnet, und neben ihr als Adjutant und getreuer Schildknappe der Schneiderfranz, sein Bügeleisen schwingend, mit dem er „jedem“ den Schädel einzuschlagen drohte, der einen Schritt näher mache. Dabei schrie er in einem fort in das Zeter und Mordio der Urschel hinein gar heldenhaft: „Nur über meine Leiche! Nur über meine Leiche! Weidet's nicht, ihr Mannen!“ Und zwar hochdeutsch, denn es gab Augenblicke, wo ihm sein angeboren Hinterstettener Alemannisch nicht am Platze dünkte.

Der Gendarm war um so wütender über seine Ohnmacht der Frau und dem Knirps da gegenüber, als es eben nur eine Frau und ein gar zu lächerlicher Borger war, an denen beiden er sich schon aus Anstand in keiner Weise vergreifen mochte und konnte. Was half es ihm aber, daß er abwechselnd fluchend um Ruhe bat und wieder den Kleinen zu verhaften drohte, wenn nach jedem Fluche und jeder Bewegung das Weib nur um so ärger zeterete und der Schneider um so drohender suchtelte und lauter schrie: „Nur über meine Leiche! Weidet's nicht, ihr Mannen!“ Ja, der Herr Pfarrer kam zur rechten Zeit und im kritischen Augenblicke. Wer weiß, was noch gekommen wäre!

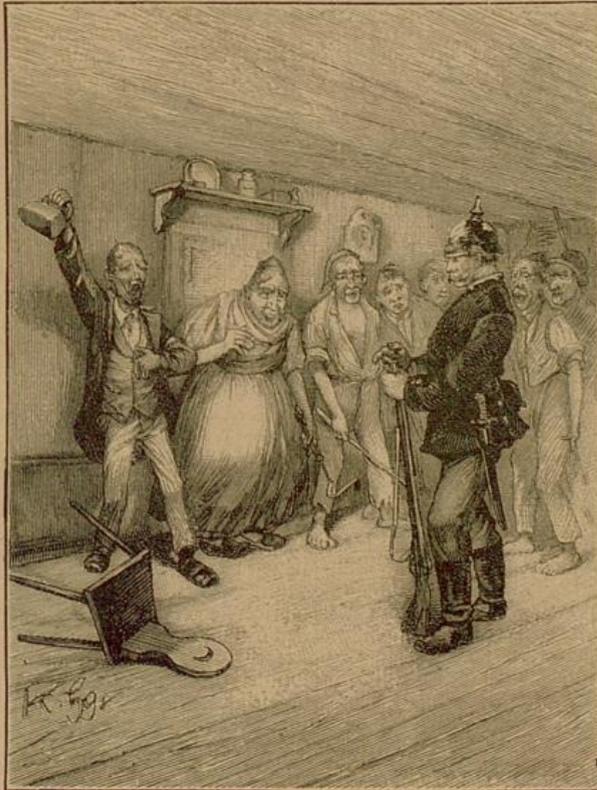
Und siehe da, was der starke Arm in Waffen nicht zu schlichten vermocht hatte, das ordnete sich ziemlich leicht unter der milden Hand des Friedens,

die sofort in den wilden Trubel griff. Es wurde stiller, friedlicher, und sogar die Urschel vor der Kammerthür sentte den Feuerhaken. Nur der Schneiderfranz wich nicht aus seiner Postur und schleuderte sogar seiner Hochwürden trotzig die Worte ins Gesicht, als dieser ihn doch Vernunft anzunehmen ermahnte: „Nur über meine Leiche, Herr Pfarrer, oder ich will ein Schuft sein, wenn ich an einer Jungfrau alle »Zehviehlesation« zuschanden werden lasse!“

Die Bauern rissen Maul und Augen auf; so ein satirischer Kerl, der Schneiderfranz, das hatten sie ihm nicht zugetraut.

Der Gendarm aber schnauzte ihn an, er solle jetzt seinen Rand halten, und ihn einmal reden lassen. Und murrend und knurrend fügte sich wohl oder übel der tapfere Franz.

Der Gendarm erklärte nun, daß er gemäß seiner Instruktion nach dem Verbleib eines gewissen Augustin Wernet hätte sehen sollen. Der Bürgermeister hätte ihn schon aufgeklärt. Wenn er aber so im Vorbeigehn aus Gefallen an der Sache ins Haus gekommen sei und im Spaß gefragt habe, wo das Mädel sei, das zu den Soldaten müsse, er wolle es mitnehmen, so hätte man doch merken können, daß es nur ein Späßle gewesen sei. Denn soweit wären wir Deutschen noch nicht herunter, daß wir Frauenzimmer in des Königs Rock strecken müßten, aus Mangel an Soldaten. Und wenn es in Hinterstetten auch die nächsten 50 Jahre keine Buben gäbe, die den Kalbsfuß schleppen könnten, so gäbe es gottlob im badischen Ländle und im weiten deutschen



„Nur über meine Leiche!“

„Nur über meine Leiche!“

Vaterland noch genug Bauernbuben, um dem Kaiser seine Schlachten zu schlagen. Und die Frau Mutter hätte nicht so fürchterlich lamentieren und das Bütschlein da — wie der Vorzer eigentlich heiße? — nicht so krahehlen sollen, hä, wie er heiße?

„Franz Xaver Wernet!“ lautete die trotzige Antwort. Jedenfalls ein Schneider?

Jawohl!
Das merke man! Ob er vielleicht verwandt zum Hause sei?

Jawohl! Seiner Großmutter ihr Bruder habe ein Geschwisterkind zu Stineles Großvater zur Frau gehabt! Dem Gendarm zuckte es um den Schnurrbart.

So? Aber diese nahe Verwandtschaft gäbe ihm doch kein Recht zu einem solchen Auftreten!

Was gäbe es nicht? Kein Recht?
Nein! — Und er solle sich nur nicht maufig machen, sonst — —!

Und wenn dem Herrn Gendarm die Verwandtschaft nicht nahe genug sei, trogte der erboste Schneider weiter, so gäbe ihm noch manches andere ein Recht.

Was manches andere gäbe ihm Recht?
Der Franz wurde jetzt doch rot und schwieg.

Ob er vielleicht ihr Schatz sei?
Der Franz wurde noch röter und die ganze Stube lachte, und das Lachen reinigte vollends die Luft.

Nun aber nahm der Herr Pfarrer das Wort und teilte dem Seppetoni und dem Herrn Gendarm das bedauerliche Ereignis mit dem Schreiben mit, das leider schuld an dieser erneuten Verwirrung gewesen sei.

Der Gendarm notierte es und der Herr Pfarrer ging, da die Sache ja glücklich geordnet war, nach Hause, um an seinen Freund Theodor in der zweiten Kammer zu schreiben.

Der Gendarm aber, als der Pfarrer fort war, verlangte nun das Mädchen auch zu sehen, das sich immer noch unter Schloß und Riegel befand. Und als die Mutter nach einigem mißtrauischen Sträuben das selbe aus dem sicheren Gewahrsam entließ, und das saubere Mädchen verwirrt und verschämt aus dem Kämmerle in die Stube zog, da sagte der gestrenge Herr Gendarm, seinen hübschen Schnurrbart drehend: „Blitz noch einmal! Das Jüngferle hätte aber wahrhaftig keinen üblen Nekruten abgegeben! Es ist wirklich schäd, daß sie kein Bub ist, obwohl,“ setzte er zwinkernd hinzu, „sie mir als Mädle doch noch lieber ist.“

Dann streckte er ihr die Hand hin und bat „nix für ungut“ wegen des ihr zugefügten Schrecks, und es dünkte dem Schneiderfranz, der in vielleicht ahnungsvollem Entsetzen bemerkte, wie der Gendarm über das Stinele hinweggehen konnte, ohne auf einen Stuhl stehn zu müssen, daß er viel zu lange für eine so junge Bekanntschaft die zaghaft gereichte Hand gefaßt hielt.

Als aber nun der Gendarm sich, fast wie zögernd, zum Gehen wandte, flüsterte der Bonifaz seinem Bruder was ins Ohr; der faßte sich ein Herz und sprach also den Gestrengen an: „Nix für ungut, Herr Schandarm, aber wenn ein Gläsle Wein und etwas dazu gefällig wär — — hä?“

Der Gendarm, der eben dem Stinele noch einmal zugenickt hatte, machte ein gar kritisch Gesicht.

Er sei nicht so geniert, daß er es nicht annehmen würde, aber, und er zog dabei die Uhr, er wisse nicht, wie's mit der Zeit stände. Und, „was,“ rief er, und schlug in der Geschwindigkeit eine halbe Stunde drauf, „was, schon halber sechs? Nein, es geht wirklich nicht!“

Der Bonifaz aber fiel ihm ins Wort: „Meine zeigt erst dreiviertel auf fünf — —“

In dem Augenblicke fing die Dorfuhre an zu schlagen, und zwar 5 Uhr.

„Nichtig!“ brummte der Gendarm, „was meine Zwiebel vorgeht! Sie ist gar nimmer verlässlich, drum, sie ist auch schon so alt. — Aber weil ich jetzt ein halbes Stündle an meinem Leben profitiert hab', will ich also meinethalben so frei sein, wenn ich Euch einen Gefallen damit thue.“

Er hing das Gewehr von der Schulter, stellte es in eine Ecke, schnallte den Gurt weiter und setzte sich an den Tisch, den das Stinele schon sink deckte. Der Vater ging mit dem großen Krug in den Keller, die Mutter in die Küche, und der Bonifaz machte Raum im Zimmer, indem er die allzu Überflüssigen einfach hinauschoß. Nur die nächste Freundschaft, darunter auch der Held des Tages, blieb zurück, der kühne Schneiderfranz, und ordneten sich um den großen Tisch.

Und bei Wein und Brot und Käse feierten sie einträchtiglich den Versöhnungsschmaus.

Wer aber keinen Bissen hinunterbrachte, war das verliebte alte Schneiderlein, den die Aufregung des Tages, ein paar Gläser Wein, die er verkehrterweise auf sein innerliches Feuer gegossen hatte, um es zu löschen, und vor allem die Nähe seines herzigen Stinele im Handumdrehen bestipft hatten. Und in diesem Zustand wurde der Schneiderfranz sehr gesprächig, und seine Phantasie fing zu blühen an, daß es zum Verwundern war. Am liebsten erzählte er dann, und er wußte wirklich eine Masse von Geschichten, teils aus Büchern, teils sonst aufgegebelt, was ihm leicht war, da er als Schneider ja in alle Häuser kam, und überall die Unterhaltung besorgte. Dieser Kunst wegen rissen sich auch die beiden Wirte im Dorfe um ihn, was eine gefährliche Freundschaft war.

Heute nun kam es wie ein Traum über ihn.
Als Bube hatte er beim vorigen Pfarrer Lateinstunden gehabt und war wirklich ein halbes Jahr in der Quarta des Gymnasiums geseßen, als sein Vater starb und ihn mit noch andern fünf Kindern als ärmsten Wurm zurückließ, den man auf Gottes Erdboden finden konnte. Die Aussicht auf eine andere Laufbahn war ihm genommen; er mußte, um früher etwas zu werden, seinen Freiplatz im Seminar aufgeben und als dreizehnjähriger Bube des Vaters Handwerk übernehmen. Er that's und verzagte nicht; wie ein echter Held — jawohl, wie ein Held! — flüchte und schneiderte er sich, seine Mutter und jüngern Geschwister durchs Leben, bis sie sich selbst weiterhelfen konnten. Dann erst machte er einen kleinen Sprung und unternahm die genannte kleine Wanderschaft.

Nun stieg heute, während sie so um den runden Tisch saßen, die andern sich alles wohl schmecken ließen, er aber keine Zeit dazu fand, weil er unterweil sein Mundwerk wie ein Mühlrad gehen ließ, in seinem auf- und angeregten Gehirn eine Erinnerung an eine andre, alte Geschichte auf, die er vor vielen, vielen Jahren in einem Sagenbuch gelesen, ja auch als Aufsatz in der Quarta zu Rastatt seiner Zeit machen gemußt hatte. Er hatte eine gute Note dafür gekriegt; die Sache hatte ihm aber auch „taibisch“ gut gefallen! Und zwar fiel sie ihm deswegen ein, weil sie ganz ausnehmend auf den komischen Hinterstetteren Fall paßte, nur daß sie umgekehrt war, und auch sonst etwas anders.

Blitzschnell und hell schoß sie durch das kleine Köpfe, im Handumdrehen ordnete er sie sadengerecht, und als der Herr Gendarm eben gar eindringlich vom Stinele wissen wollte, ob sie am Ende doch mit ihm gegangen wäre, vielleicht als „Freiwillige“, wenn er sie hätte

mitnehmen wollen, wozu er jetzt mehr denn je Lust habe, und das Stinele sich lachend wehrte und beteuerte, sie möge die Soldaten nicht leiden, und keine sieben Ross thäten sie von daheim wegzuziehen, und der Gendarm meinte, dazu wären auch keine sieben Ross' nötig, wohl aber ein Mann — da war der Schneiderfranz fertig, und er ließ sein Mundwerk wieder gehen, das einen Augenblick zu schnurren aufgehört hatte, wie wohl ein Spinnrad thut, wenn das Mägdelein den zerrissenen Faden wieder knüpft oder frischen Kuder aufsteckt. Und gegen sein vielgeliebtes Stinele gewandt, erklärte er, jetzt wisse er aber eine Geschichte, die ganz zu ihrer passe, nur sei sie ein bißchen anders: da habe nämlich einmal ein Mädele zum Militär gemußt, das aber ein richtiger Bub gewesen sei; die wolle er erzählen, wenn es ihnen allen recht sei. Nun hört niemand lieber erzählen, als Bauern, und auch der Herr Gendarm war ein Bauernsohn, wie er bereits dem Stinele geschicht beigebracht hatte. Darum waren sie es auch alle zufrieden und rückten näher zusammen. Der Seppetoni schenkte frisch ein, der Gendarm zündete sich ein Cigarre an und schenkte dem Wirte auch eins; die Zeit aber schien er ganz vergessen zu haben, so gemüthlich kam es ihm vor.

Der Schneiderfranz aber sperre sein Gösche auf und hub seine Geschichte an.

„Also! —“

Der König von Griechenland — 's ist aber schon arg lang her, noch lang vor dem ersten Nabolion —, der hat einmal mit den Trojanern in der Türkei dahinten Krieg angefangen, daderdrum, weil so ein Schwiddibus von Troja mit einer liederlichen Frau, nämlich dem König von Griechenland seiner, durchgebrannt ist, und die Trojaner, wo er deswegen aufgebohrt hat, gesagt haben, die dreckige Geschichte ginge nie nix an, und er solle dem Pärle selber nach Amerika nachlaufen, wenn er nicht froh sei, daß er das Mensch aus dem Hause habe.

Mit großen Herren ist aber nicht gut Kirchen essen und Gespäße machen, und so hat der griechische Gesandte in Konstantinopel den Krieg erklärt, und drauf ist alsbald im ganzen Land die Mobilmachung hin- und hertelegraphirt worden, wie wir's ja anno 70 erlebt haben.

Wo aber die griechisch' Armee zusammengetrommelt gewesen ist, und der kommandierend' General sie nach dem Abc verlesen hat, da ist rausgekommen, daß viele gefehlt haben, wahrscheinlich vor Kanonenfieber. Denn weit vom Feuer, ist gut vorm Schuß! Unter denen aber, wo gefehlt haben, ist besonders einer stark vermangelt worden, denn eine Zigeunerin hatte dem König wahrgesagt, daß eben der dabei sein müßte, wenn er den Krieg gewinnen wolle. Es ist ein nobel Bürsche gewesen, ein Prinz sogar, und hat eine stolze Mutter gehabt, und der ist es gar nicht recht gewesen, daß ihr Herr Sohn mit den andern hätte Kommissbrot essen und einen Tornister tragen sollen, mit stinkenden Fußlappen drin.

Was thut meine Mutter? Sie bettelt und bittet so lange an ihrem Bub herum, bis er's ihr zuliebe sich hat gefallen lassen, zieht ihn Mädeleider an — was meinst, Stinele?“

Das Stinele machte ein verlegen Gesicht und fragte: „Wie?“

Offenbar hatte es nicht aufgepaßt. Auch darf ein junges Mädelein schon verlegen werden, wenn es die ganze Zeit einen Mannesfuß auf seine Beben tätscheln

fühlt, ganz zart natürlich, und den feinen nicht wegzuziehen waagt, aus lauter Höflichkeit.

„Mädeleider zieht sie ihm an, und schickt ihn über die ärgste Zeit in ein vornehm Mädelepensionat nach Pofann.“

„Jetzt was ist denn das, ein Pensionat?“ fragte die Urschel.

„He, wie soll ich sagen,“ erklärte der Schneider, „das ist halt so eine Art Mädeleschul, nur lernen sie nix drin, als ein wenig welsch parlieren und klavierlen. Dem Pophysitus seine Flora, wo jeden Morgen auf den Oberhof kommt und kuhwarne Geisennmilch trinkt, seider sie bleichsüchtig geworden ist, die ist auch in so einem Dings gewesen, hat dem Alten einen Haufen Geld gekostet und ist nur ein gut Stück dümmer, länger und hochmüthiger heimgelommen, als sie gegangen ist. Das ist alles; du kennst sie ja, Stinele!“

„Wer?“ fragte das Mädelein; es paßte auch gar nicht auf.

„He, dem Pophysitus seine Flora! — Also das Ding ist gut. Der Prinz, Achilles hat er geheißt und ist ein stinker und starker Bursch gewesen, thut seiner zwazzelten Mutter den Gefallen, läßt sich den Stamm um den Schnabel rasieren, sich in ein Mädele verkleiden und in eine Mädeleschule frecken. Es hat ihm auch scheint's gar nicht übel drin gefallen, denn er hat schon am zweiten Tag ein Gelpienzel mit einer Schulfameradin angefangen, wo neben ihm in der Bank gesessen ist, hehehe!“ meckerte er, das Stinele anblinzelnd, das mit unschuldiger Miene, aber rotem Gesicht, ihn dann auch anlächelte.

Die Mannen schmunzelten.

Der Schneiderfranz fuhr weiter.

„Also das Ding ist gut! — Der General hat natürlich einen Mordszorn gekriegt und ein Bombengranatenstiedigsmillionendonnerwetter nach dem andern herunterrasseln lassen, weil gerade der Achilles gefehlt hat. Aber das Fluchen allein battet nix, drum hat er seinen geschicktesten Stabssoffizier hergewunken, Ulysses hat er geheißt, und hat zu ihm gesagt: »Herr Major!« hat er gesagt, »der Achilles ist bei Gott nicht da, jetzt was machen! Ohne den können wir nicht marschieren, oder es hat geschelt mit uns, und der König läßt uns wie wir gehn und stehn pensionieren.« — »Das ist bei Gott wahr, Herr General! Her muß der Kerl, und wenn's Katzen hagelt und alte Weiber schneit!« sagt der Ulysses und fragt: »Befiehlt Jhro Excellenz, daß ich gleich an den Bezirksfeldwebel und die Schandarmarie telegraphiere?“ — »Gut!« sagt der General, »telegraphieren wir!«

Das Ding ist gut. Der Ulysses telegraphirt hin und die andern telegraphieren her, am End' aber haben sie nichts gewußt, als daß schon vergangene Woche der Prinz aus der Residenz verschwunden und vermutlich nachts mit dem Zwölfuhrzug ins Oberland abgekrast sei. Jetzt hat aber der General zu fluchen angefangen, daß es nimmer schön gewesen ist, und sogar ein Türk ein Kreuz dabei geschlagen hätte.

Der Ulysses aber hat zu ihm gesagt: »Nix für ungut, Excellenz, der Karren ist nicht so tief im Dreck, wie es aussieht; ich bin ja noch da, und ich will nicht mehr der berühmte Ulysses heißen, wenn ich das Bürschelein nicht am Rockhinkel krieg', wetten?« — »Nun,« sagt der General, »wenn Sie das fertig bringen, soll's mir auf ein gutes Trintgeld auch nicht antommen. Ja, zeigen Sie jetzt einmal, ob Sie wirklich der Pophysitus Schmärl sind, wie man sagt!«

Daderdrauf hat der Ulysses gar nix gesagt, sondern nur mit den Augen gezwinkert, so! — der Schneider-

franz zeigte, wie — „und hat den Dessauer gepfeifen, wo er weggegangen ist in sein Quartier.“

Dahem hat er seinem Burschen gerufen und gesagt: »Schorsch,« hat er gesagt, »pack ein, aber duzwitt, ich muß fort!« — »'s ist ja alles schon eingepackt und aufgeladen, Herr Major!« — »Maul halten, Schafstopp!« sagte der Ulysses auf preußisch, »und pack' meine Civilmontur ein und Wäsche für 3, 4 Tage — mach dir aber einen Knopf ins Sacktuch, damit du nichts verläßt, verstanden?« — »Zu Befehl, Herr Major!« sagt der Schorsch, »aber wie soll ich einen Knopf ins Sacktuch machen, wenn ich keins hab', und wie soll ich ein Sacktuch haben, wenn ich keinen Sack habe, und wie soll ich einen Sack haben, wenn ich keine Hosen hab'? Wir alten Griechen haben ja gar keine Hosen!«

„Was sagst?“ fiel hier die Urchel ein, „was haben denn deine Griechen angehabt, wenn sie keine Hosen gehabt haben?“

„De,“ erklärte der Franz, „so lange Hemder und eine Art Regenmantel drüber.“

„Fui Teufel noch einmal!“ rief die Urchel, „ist jetzt das auch ein Häß für Männer? Jetzt möcht' ich doch auch wissen, was denn die Weiber und Mädele angehabt haben!“

„De, ungefähr das Nämliche, nur ohne Regenmantel!“

„Jesses nein!“ rief die Mutter, „die werden doch nicht in den Hemdern rumgelaufen sein?“

„De,“ sagte begütigend der Schneider, „es ist halt so Mode gewesen, und mit der Mode ist's heute noch so eine Geschichte: bald wissen sie nicht, nämlich die Stadtfraile, wie viel Ellen sie vorn und hinten an sich hängen sollen, und bald hopen sie halb nadig' rum!“

„Aber doch nit in de Hemder!“ ereiferte sich die Urchel, „was thäte denn die Polizei dazu sagen?“

„D,“ sagte der Franz, „die Stadtweiber fragen viel nach der Polizei, wenn sie Mode machen! Und erst die alten Griechinnen, die dürfen heut noch in der Stadt auf den Märkten, Brunnen und in den Gärten im Hemd herumstehen, und manchmal auch ohne!“

„Jesses Gott, nein! Ist das wahr, Herr Gendarm?“ fragte entsetzt die Mutter.

„Was?“ fragte der wieder. Sonderbar! Hört denn der nicht gut, oder paßt er nicht auf?“

„Daß man in der Stadt drin im Hemd herumstehn darf?“

„Freilich!“ sagte der Gendarm.

„A —!“ machte die Mutter, er aber fuhr weiter: — wenn man nämlich was drüber anhat!“

„Aber sonst doch nicht, gelle Sie?“

„Freilich nicht!“

„Was?“ schrie jetzt entrüstet der Schneiderfranz, „hab' ich sie nicht in Freiburg drin gesehen, am Bahnhof in den Anlagen und sonst auch, und drunter manchmal den Namen Flora oder Feenuß?“

„Ja, wen meint man denn?“

„Man, die alten Griechinnen!“

„Ach so, freilich, die machen eine Ausnahme!“

„Das ist aber eine Schand'!“ rief die Urchel, „jesses nein, wenn ich so auf dem Platz stehn müßt', und die Leut' thäten mich anschauen und sagen, schau, das ist die Urchel, ich thät' in den Grunderdboden hineinschlupfen!“

Das sei schon recht, mischte sich jetzt der Seppetoni hinein, sie solle aber jetzt das Maul halten und den Schneiderfranz weiter erzählen lassen.

Sie that es murrend. Der Franz aber fuhr fort: „Das Ding ist also gut! Mein Ulysses kommt in Residenzlingen an und spioniert am Hof herum, hat aber im Anfang nichts herausgebracht. Mein Schmärle aber, der gewünscht hat, zu welchem Thüre man am besten hineinschlüpft, geht zu einem Dreißer, läßt sich zu einem recht glatten,

netten jungen Fiser zurechtstutzen, und bündelt mit einer Kammerjungfer von der Frau Fürstin an, und thut so süß mit der, daß er sie bald ganz am Bündel gehabt und alles von ihr gehört hat, was er hat hören wollen. Viel war es nicht, aber wichtig: sie hat nämlich durchs Schlüsselloch zugehört, wie die Hofnäherin dem Achilles Maß genommen hat, und ein paar Tage drauf hat sie in der Nacht den Prinz als schönes, großes Mädele in eine Kutsche steigen gesehen.

So so! hm hm! denkt sich der Ulysses, das Ding ist nicht übel! Drauf sagt er zur Jungfer, er müsse jetzt fort, er käme aber am Abend wieder am halber neunne ans hintere Thüre, und ist auf und fort; das Mädele hat aber lang auf ihn warten müssen! Denn der Ulysses ist derweil zum Bahnerpeditor gegangen und hat richtig erfahren, daß an dem und dem Abend so und so ein Fräulein in ein Kupeh erster Klasse gestiegen sei, mit einem Vollet nach Genf oder Lomann, genau wußt' er's nicht. »Macht nix!« jauchzt der Ulysses und nimmt sich auch ein Vollet, nach Lomann zunächst.

Das Ding ist gut.

Er kommt nach Lomann und lüftert um alle 50 Pensionate herum, wo's dort giebt, findet aber diesmal nichts, so subtil er's auch anfängt. Mein Ulysses läßt sich aber den Mut nicht nehmen, und ein Oberpfliffikus ist er ja gewesen.

Was thut er? — Er verkleidet sich in einen polnischen Juden, mit falschem Bart und Haar, so langen Bratwurstlocken um die Ohren, wie man sie auf den Wilbern sieht, hängt einen Hausierkasten um, mit vielen netten Säckele drin, wo den Weibskleuten gut gefallen, und was sie brauchen können, wie Kettle, Ringle, seidene Bündel und feine Spitzen, Rosenkränze und Gebetbüchle in Goldschmitt, und was alles so Sachen sind. Mitten unter den ganzen Mädelekrepel steckt mein Fuchs ein kleines, nettes Pistölele — o, schlau ist er gewesen, schlau! — und geht von Pensionat zu Pensionat hausieren. Bald haben sie ihm viel abgekauft, bald weniger, was ihm aber gleich gewesen ist. Überall aber, wenn so ein Mädele das Pistölele gesehen hat, hat's geschrien: »Huh, da ist ja ein Gewehr!« und alle sind erschrocken davon weg. Und der Ulysses hat gemerkt, daß es lauter rechte Mädele sind.

Das Ding geht so fort und ist gut!

Im fünften oder sechsten Pensionat aber, wo die Mädele wieder so um ihn herstehen und in seinem Kasten wühlen, und das eine nach einem Paar Ohringe greift, das andre sich ein Halstüchle probiert, das dritte sich einen seideneu Ketch ins Haar steckt, das vierte in einem Nischle blättert, da nimmt auch eins das Pistölele in die Hand. Ein anderes sieht's und schreit: »Jesses Gott, Amalie, leg's hin, 's ist ja ein Revolver!« — Die läßt einen Gieser, den man über sieben Dächer gehört hat, wirft das Ding weg und macht: »Ich hab' gemeint, es sei ein Nieschläschle!«

Unterdem kommt aber ein Prachtmädele, wo bisher ruhig am Fenster gestanden ist, dazu und fragt: »Wo ist ein Revolver? — Schau da, das nette Pistölele! Hast auch Pulver und Kämpfele dazu, Mauschel?« Und hebt's auf und spammt den Dahn, daß die andern davonlaufen und unters Kanapee schlupfen vor Angst.

Jetzt aber lacht der polnisch' Jud und sagt: »Nein, Pulver hab' ich keins bei mir, ich weiß aber einen Ort, wo's ganze Haufen davon giebt — komm nur mit, Achilles!« Daderdrauf reißt er Perücke und Bart ab und stellt sich als Major Ulysses vom großen Generalstab vor. Das lange Mädele aber wird rot bis über die Ohren vor Scham — —

„De ja,“ fiel die Urfehde wieder ein, „wenn man da steht und nur ein Heind anhat.“

„Nein!“ sagte feurig der Schneiderfranz, „wenn man fürs Vaterland am Rhein stehen sollte, und hocht derweil als Mädele in der Schweiz! — Daderdrum hat er sich geschämt, denn er ist sonst ein braver Kerl gewesen und hat's hintenach im Krieg gezeigt. Erst auf die letzte hat ihn aber dann bei der Belagerung von Paris eine Schafepottugel getroffen, nein, was sag' ich, es war ja vor Troja, und das ist bei Konstantinopel, und der, wo ihn totgeschossen hat, der hat Paris geheissen, und war derselbige Nedrian, wegen dem die ganze Geschichte angegangen ist. Nun also ist meine Geschichte zu Ende. Der Ulysses hat sein Kettritlein am Armel genommen und nichts als fort mit ihm auf die Eisenbahn, und mit dem nächsten Schnellzug beim nach Griechenland, wo der General eine große Freude gehabt und gemacht hat, daß der Major Ulysses bald Oberst und dann selber General geworden ist. Hat er's nit besser verdient, als Sie, Herr Schandarm?“

„Wer? was?“ war die unschuldige Frage, so daß der Schneiderfranz geärgert losbrach: „Pos Bliß! man könnte meinen, daß Ihr von der ganzen Geschichte nit gehört habt! Das ist doch —!“

Da wachte er mit einer zornigen Handbewegung sein Brot vom Tisch. Er blühte sich danach und — kam erst nach einer Weile wieder zum Vorschein, mit bleichen, verstörten Gesicht. Kein Wort sprach er, sondern sah nur starr das Stinele an, das purpurn übergossen ward und die andere Hand auch auf den Tisch legte, als es seinen Blick bemerkte.

„Was hast denn, Franz?“ ging es in die Runde, und der Seppetoni goß ihm frisch ein und sagte: „Sei doch nicht gleich so aus dem Häusle! Wir haben's alle gut gehört, und nett hast's gemacht mit deinem Göschle!“

Der Schneiderfranz aber presste wie im bittersten Seelen Schmerz seine so wortfertigen Lippen zusammen, zwei große, schwere Thränen lösten sich unter seinen Lidern und rollten seine mageren Backen hinunter, und langsam verließ er das Zimmer.

Das Stinele machte ihm Platz ohne aufzusehen.

„Was hat er denn, was hat er denn?“ fragten seine Zuhörer einander.

„Ach was!“ sagte der Krummholz, „kleine Häfale laufen bald über!“

Sie wußten nicht, was es war.

Es hatte ja auch keiner gesehen, was der Franz mit seinen Augen hatte sehen müssen: Wie unter dem Tisch der Gendarm dem Stinele seine Hand in der seinen hatte, grad als ob er sie doch noch mitnehmen wolle.

Am andern Morgen, als das Stinele an den Brunnen kam, um sich zu waschen, da war zum erstenmal der Schneiderfranz nicht auf seinem Posten. Drüben stand er am Fenster und hatte das Vorhänge zugezogen; und er hätte nicht zu versuchen brauchen, durch ein Loch hinüber zu lugen, er sah ja doch nichts vor Wasser in den Augen. Drum setzte er sich auch auf sein Bett im Winkel und weinte bitterlich.

Dem Stinele aber ward es ganz weh ums Herz, daß ihr guter, lieber, lustiger Schneiderfranz nicht da war, und noch nie hat es so lange an den Augen zu waschen gehabt, wie an dem Morgen.

Am nächsten Morgen aber, da stand der Schneiderfranz mit wehmütig-beiterem Lächeln wieder am Hag; nur etwas älter sah er aus und kleiner kam er dem Mädchen vor.

Er hatte sein Leid niederkämpft und seinen Traum

begraben. Es war ja nur ein Traum gewesen, das hatte er selbst gewußt; nur das Erwachen aus ihm war zu schmerzhaft gekommen.

Er streckte ihr die Hand entgegen, als sie mit ihrem schlechten Gewissen näher kam. Sie blieb endlich ganz stehn. Da trat er durch die Gartenthür und auf sie zu, bot ihr nochmals die Hand und ein Büschlein Immergrün und sagte mit weicher Stimme: „Stinele —!“ dann schwieg er.

Das Mädchen wollte etwas sagen, brachte aber nichts hervor; dafür quoll es ihm unaufhaltsam nach den Augen.

Nun sagte der Schneiderfranz noch einmal und seine Stimme zitterte: „Stinele, mußt mir nicht böse sein — ich hab ja nit dafür gekonnt!“

Er stockte wieder. Dafür brach es jetzt bei dem Mädchen los. Nicht die Hand des Schneiders erfaßte sie, sondern sie umhalste ihn schluchzend und stammelte hilflos: „O — lieber Franz — ich ja auch nicht!“

Der Schneiderfranz verstand sie. Selig ließ er die Schauer dieser ersten und wohl letzten Umarmung — dieser Umarmung in Schmerzen und Thränen — durch seine alte, treue, zitternde Seele rieseln und flüsterte dann, selber schluchzend: „Ich bin nur froh, daß es kein Diebiger ist, gelt?“

Übers Jahr hat dann richtig der Gendarm das Gewehr an den Nagel gehängt und ist wieder Bauer geworden, mit dem Stinele als schmucker Bäuerin. Der Schneiderfranz aber war der Hochzeitbitter und der Allerlustigste des Tages.

Es war halt doch nicht alles „nicht in der Ordnung“ an der Geschichte, oder?

Der Wasserdoktor von Windshausen, mit Randbemerkungen.

Gott habe ihn selig, den alten Schmied von Windshausen, der als Wasserdoktor weit und breit berühmt war. Ja, Gott habe ihn selig und alle seine Herren Kollegen von der Wasserdoktorei dazu, aus lauter Dank und Anerkennung dafür, daß sie so vielen leidenden Brüdern und Schwestern um ihr gutes Geld von ihren Leiden — zur ewigen Seligkeit verholten haben. Doch dieser christliche Wunsch wird wohl nie in Erfüllung gehen. Denn die Leute, welche Wasser im Hirne haben, werden nicht aussterben, und so kann es denn durchaus nicht fehlen, daß es zu jeder Zeit Schlaufköpfe geben wird, die von der Dummheit ihrer Mitmenschen leben und die Wasserköpfe aussäckeln. Was soll man aber von Leuten denken und sagen, welche viele Jahre lang auf lateinischen Schulbänken herumgerutscht sind und ihren Kopf so voll gelehrtes Zeug gestopft haben wie der Bauer seine Scheune voll Heu? Denn nicht nur schlechte Landleute und Arbeiter sind zu dem Wasserdoktor gewallfahrtet und haben sich ihre Krankheiten aus ihrem Urine herausgucken lassen, auch noble Karossen sind vor die alte Schmiede gefahren, seine Damen in seidenen Schleppekleidern, gestrenge Herren Landrichter, bebrillte Professoren und — es ist haarsträubend zu melden — sogar wirkliche Medizinalräte kamen an und suchten zum Hohne auf den gesunden Menschenverstand Rat und Hilfe bei einem Wasserauker. Ein Beweis, daß auch die Gedankendrüse, das Gehirn der gelehrten Leute, gar oft keinen richtigen Gedanken absondert; denn sonst hätten sich dieselben ohne viel Kopfbrechen sagen müssen, daß Schäfer, Schinder, müßige Schneider und alte Weiber durch Bestreichen und alberne Sympathiefaren keine Krankheiten heilen, welche ausstudierte Ärzte nicht zu heilen imstande sind. Es ist richtig, für den Tod ist kein Kraut gewachsen und alle Menschen müssen einmal wohl oder übel in das